



Kurze Ruhepause am Meer beim Flanieren durch Sizilien: Honetschlägers „Il mare e la torta“.

[Foto: Amour fou]

■ INTERVIEW

Dokumentarfilme sind *immer* gelogen!

Edgar Honetschläger über seinen Sizilien-Essay „Il mare e la torta“, Von alten und neuen Imperien und Cello-Spiel am rauchenden Vulkan.

VON CHRISTOPH HUBER

Je weniger man vorher darüber weiß, desto besser – so ist es jedenfalls mit den meisten Filmen. Nicht unbedingt bei Edgar Honetschlägers *Il mare e la torta*, einem verspielten und anspielungsreichen Sizilien-Streifzug, in dem Geheimrat Goethe sich schon mal eine Maschine aufschwätzen lässt, mit der man angeblich alle Geräusche der Insel erzeugen kann oder durch Palazzos stakst, in denen Rossini-Melodien miaut werden. Die Kamera als Flaneur, der sich für frivole Damen ebenso interessiert wie für sakrale Bauten, der sich – trotz gegenteiligen Beteuerungen – der Präsenz der Mafia ebenso wenig entziehen kann wie den unübersehbaren Spuren des Islam. *Il mare e la torta* ist die Vorhut zu einer Werkschau: Ab 20. 6. werden im Top-Kino die anderen Filme des vielseitigen österreichischen Künstlers gezeigt.

Die Presse: Dass Sie von der Kunst zum Film gekommen sind, ist kaum zu übersehen: „Il mare e la torta“ folgt keiner Erzählung, ist eine kontrapunktisch-ironische Abfolge von Ideen.

Edgar Honetschläger: Ein Bild kann schon eine ganze Geschichte sein. Das unerträglich Fade am Großteil des Kinos ist doch diese Pflicht zu „erzählen“, weil sich

das Publikum das angeblich so wünscht. Sicher, wenn man von klein auf nur Burger zu fressen kriegt, dann schmeckt der Tafelspitz eben nicht. Ich erarbeite meine Filme durch monatelanges Studium einzelner Bilder – am Ende montiere ich so, dass alles zusammenhängt, man muss nur genau schauen und hören. Eine Frage auf der Tonspur kann viel später mittels eines einzigen Bildes beantwortet werden (und umgekehrt). Ich fordere vielleicht großes Merkvermögen vom Zuschauer, aber die Filme sind so gebaut, dass man sich in die Oberfläche fallen lassen kann. Wenn man Lust kriegt, kann man tiefer gehen, das ganze Spiel betrachten.

Man sieht, wie die Traditionen von Islam und Katholizismus in Sizilien schon lange nebeneinander existieren. Gerade jetzt hat das natürlich eine politische Dimension.

Honetschläger: Eigentlich geht es gar nicht um Sizilien, die Insel dient nur als Beispiel dafür, wie es aus meiner Sicht auf der Kugel aussieht. Regiekollege Reinhard Jud sagt, ich hätte einen Film über Amerika gemacht. Stimmt: Es ist ein Film über das Imperium. Am Schluss sagt das eine Figur, und es gibt genug Anspielungen: Der Text über Karthago entspricht genau dem, was dieser Wahnsinnige, Bush, über den Irak gesagt hat. Und das ging auch ähnlich aus.

Zitate, Musik, Anspielungen sind mindestens so wichtig wie die Handlungselemente. Wie bearbeiten Sie das Materialkonvolut?

Honetschläger: Ich hasse ja Drehbuchschreiben, aber es ist gut, sich selbst einen Rahmen zu schaffen. Vor Ort musste ich na-

türlich einiges ändern. Es gibt immer eine Diskrepanz zwischen Vorstellung und der Wirklichkeit am Set. Ich manipulierte nicht so wie Nikolaus Geyrhalter in seinen „Dokumentarfilmen“ – die ich mag, die aber für mich Fiktion sind. Darum betone ich, dass ich Essays mache, keine Dokus: Das ist ehrlicher. Dokus sind ja immer gelogen, und je mehr gelogen sie sind, desto besser funktionieren sie: siehe Michael Moore.

Eines der beeindruckendsten Bilder ist Star-Cellist Giovanni Sollima beim Spiel vor dem rauchenden Ätna in der Lavawüste.

Honetschläger: Der Dreh dazu war die Hölle. Lange wollte Sollima nicht, weil seine Frau Angst um ihn hatte. Als es doch so weit war, wollte ich meinen in einer Bar aufgelesenen Goethe-Darsteller mitnehmen: Ein Bildrestaurateur, der kein Wort Deutsch kann und ziemlich trinkt. Statt zum Treffpunkt zu kommen, schüttete er sich in Palermo Altstadt zu. Als wir ihn fanden, waren wir schon spät dran. Dann haben uns die Carabinieri nicht auf den Ätna gelassen, weil wir keine Drehgenehmigung hatten – nach langem Hin und Her durften drei durch: Sollima, der Tonmann und ich. Sollima hatte obendrein zu Ehren des Vulkans sein bestes Cello mitgebracht – aus dem 17. Jahrhundert! Wir mussten es behutsam übers Lavageröll heben, während Schuhe, Beine kaputt gingen. Aber Sollima hat wunderbar gespielt, der Ton ist toll – viele Leute glauben gar nicht, dass das Originalton ist! Nur mein Stativ hatte ich in der Aufregung unten vergessen, darum ist alles so verwackelt. Aber das passt schon so, sonst wär das Bild zu schön geworden.